

Predigt zu Johannes 18, 28-19,5

Jens Martin Sautter (7.4.2019)

Der arme Pilatus

Er kann einem leidtun. Am frühen Morgen wird er von den jüdischen Anführern aus dem Bett geholt. Da stehen sie vor seiner Tür mit einem Mann, den sie zweifellos abgrundtief hassen. Und den sie lieber heute als morgen tot sehen wollen. Er, Pilatus, soll nur schnell noch das Todesurteil sprechen, weil das die jüdischen Gerichte unter der römischen Besatzung nicht dürfen.

Dabei verachten sie ihn, den Statthalter Roms, genauso. Sie verachten ihn, weil er Heide ist, und weil er ihre religiösen Gebote nicht ernst nimmt. Er ist als Feind des jüdischen Volkes bekannt und geht immer wieder grausam gegen Juden vor. Die jüdischen Ankläger betreten noch nicht einmal seinen Palast, weil sie Angst haben, sich zu verunreinigen.

Und so geht Pilatus ständig hin und her: hinein in den Palast, wo er Jesus verhört und hinaus, wo die Ankläger warten. Mehrfach geht es so und genauso ist er auch hin und her gerissen. Er findet eigentlich keine Schuld bei Jesus und sieht sich gleichzeitig konfrontiert mit der Forderung der Ankläger, Jesus hinrichten zu lassen. Wenn es nach ihm ginge, würde er Jesus freilassen, aber er ist irgendwie auch darauf angewiesen, dass es keinen Aufstand in Jerusalem gibt. Er will auf jeden Fall die Ruhe in der Stadt bewahren.

Und dann ist da noch seine Frau. Der Evangelist Matthäus erzählt von ihr. Sie hatte einen Traum, in dem auch Jesus vorkam. Sie bittet ihn inständig, Jesus nichts anzutun. Es gibt ein schönes Buch, das diese ganze Geschichte aus der Sicht des Pilatus erzählt (Das Evangelium nach Pilatus von Eric-Emmanuel Schmitt). Darin wird seine Frau zur Christin. Aber dafür gibt es keine Belege.

Pilatus lässt Jesus auspeitschen und präsentiert ihn dann den Anklägern: blutverschmiert, verkleidet mit Dornenkrone und Purpurmantel, verspottet als König. Vielleicht hat er die Hoffnung, das würde den Anklägern reichen. Aber das tut es nicht.

Es dauert schließlich eine ganze Weile bis sich Pilatus nach weiterem Hin und Her doch dazu durchringt, Jesus zum Tod zu verurteilen. Am Ende ist es die Angst, die ihn treibt: Die Angst vor dem Zorn der Ankläger. Die Angst, vor einem möglichen Aufstand. Und wer weiß, fragt er sich, vielleicht ist dieser Jesus ja doch gefährlicher als man auf den ersten Blick meint. Und so spricht er am Ende das Urteil, das die Ankläger von Anfang an gefordert haben. Er wäscht seine Hände zwar in Unschuld, aber unschuldig ist er nicht. Ohne sein Urteil hätte Jesus nicht gekreuzigt werden können. Und so ist er am Ende derjenige, der den Tod Jesu zu verantworten hat. Neben Maria ist er

die einzige Person, die im Glaubensbekenntnis erwähnt wird.

„Gelitten unter Pontius Pilatus“ heißt es dort. Das ist wichtig. Und auch in dem Text wird deutlich, es sind nicht alle Juden, die Jesus töten wollen. Nicht „das ganze Volk“, wie es etwas übertrieben bei Matthäus heißt. Zwar wird immer wieder von „den Juden“ gesprochen. Aber Johannes macht klar, dass es die jüdischen Herrscher waren: der Hohepriester, die Tempelbeamten, die Elite – sie wollten Jesus loswerden. Viele andere Juden sind Jesus gefolgt, haben große Hoffnungen in ihn gesetzt.

In der Vergangenheit wurde aber immer wieder dem ganzen jüdischen Volk die Schuld gegeben. Man konnte sich dabei auf so manchen Satz aus dem Neuen Testament berufen. Und so wurde der Boden bereitet für einen christlichen Antisemitismus. „Gottesmörder“ wurden Juden genannt. Dass man sie verfolgt und getötet hat, sah man nur als verdiente Strafe dafür, dass sie den Gottessohn auf dem Gewissen hatten. Das ist ein Schande und historisch nicht begründbar. Gerade in Zeiten eines aufkeimenden Antisemitismus muss man darauf hinweisen.

Was für ein König

Nächste Woche, am Palmsonntag, denken wir im Gottesdienst daran, wie Jesus in Jerusalem einzieht. Die Leute jubeln ihm zu, sie feiern ihn wie einen König. Und genau das ist es, was die Ankläger vor Pilatus als Vorwurf äußern. Sie wissen, wie sie Pilatus für sich gewinnen können: Indem sie nämlich den Eindruck erwecken, Jesus wolle die Macht an sich reißen und könne dem römischen Statthalter politisch gefährlich werden. Sie tun so, als sei Jesus einer von den jüdischen Zeloten, den Freiheitskämpfern, die einen Umsturz herbeiführen wollen.

Pilatus will deshalb sofort wissen, ob Jesus sich als neuer König sieht. Jesus weist das von sich: Wenn es so wäre, hätten seine Anhänger doch wohl seine Verhaftung verhindert. Später gibt Jesus aber zu, ein König zu sein, wenn auch ein König in einem ganz anderen Sinn. Ich finde es auffällig, wie Pilatus darauf reagiert. Denn ab diesem Zeitpunkt spricht er von Jesus als dem „König der Juden“: „Soll ich euch den König der Juden freigeben?“, fragt er die Menschen vor seinem Palast. Dann lässt er ihn als König verkleiden. Am Ende präsentiert er ihn dem Volk und sagt: „Seht, das ist euer König“. Und schließlich schreibt er es auch auf das Schild, das auf dem Kreuz angebracht wird. „König der Juden“ steht da, und zwar in drei Sprachen, damit es auch jeder versteht. Die Ankläger wollen das Schild ändern. Sie wollen darauf schreiben, das habe er nur behauptet. Aber Pilatus bleibt hart: „Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben.“ Warum bleibt Pilatus hartnäckig bei

der Formulierung? Sieht er etwas, was die anderen nicht sehen?

Dabei könnte der Kontrast nicht größer sein. Da wird einer verspottet und geschlagen – wie kann das ein König mit Macht sein? Da hängt einer sterbend am Kreuz – wie kann das der Sohn Gottes sein? Da steht ein Kreuz, ein Folterwerkzeug – wie kann das ein Symbol des Lebens sein? Da stirbt einer am Kreuz und die Ankläger denken sich: Endlich sind wir ihn los. Und er ruft in diesem Augenblick: „Es ist vollbracht!“, als hätte er gerade einen Sieg errungen.

Wenn das ein König ist, wenn das ein Sieg ist, dann doch sehr verborgen. Wir haben das Altarbild seit heute verhüllt. Das Gold als Symbol der Gegenwart Gottes ist nicht zu sehen. Es ist verhüllt bis Ostern, so wie Gottes Gegenwart, seine Hoheit in dieser Leidenszeit verborgen ist.

Gott ist verborgen in dieser Welt. Gott ist nicht offensichtlich. Der Glaube sieht aber mehr als das, was vor Augen ist. Der Glaube erkennt, dass dieser geschundene Mensch ein König ist. Dass der Tod am Kreuz eigentlich ein Sieg ist. Dass die größte Macht nicht dem gehört, der mit Gewalt die Macht an sich reißt, sondern dem, der den Weg der Liebe bis zum bitteren Ende geht, der an der Liebe festhält, auch wenn es ihn alles kostet.

Die Mitarbeiter des CVJM tragen Kapuzenpullis, auf denen steht „Königskind“. Dabei sind es doch ganz normale Jugendliche, oder haben sie doch etwas Königliches an sich? Sie gehören zu dem, der den Weg der Liebe geht, der sich nicht am Erfolg der Welt misst, der in der Hingabe für andere den höchsten Dienst sieht. Zu diesem König gehören wir, ihm folgen wir. Und dann kann es sein, dass auch in unserem Leben etwas derart Königliches aufscheint, auch wenn man auf den ersten Blick nichts davon sieht.

Mein Reich ist nicht von dieser Welt

In der vergangenen Woche habe ich gehört, dass in jedem Jahr 2% der Kirchenmitglieder austreten. Die Mitgliederzahlen werden also in den nächsten Jahrzehnten drastisch nach unten gehen, bald werden wir eine Minderheitenkirche sein. Manchmal, wenn solche Zahlen präsentiert werden, entsteht eine gedrückte Stimmung im Raum, eine Ratlosigkeit. Man wird Privilegien verlieren, in manchen Gremien nicht mehr sitzen können, und vielleicht kommt der Bundespräsident irgendwann nicht mehr auf den Kirchentag – na und? Seit wann ist das für eine Kirche, die sich auf Jesus beruft, ein Problem?

Jesus ging es nicht um Mehrheiten, um Steuergelder, um Institutionen und Privilegien. Wenn man viel Geld hat ist es gut. Wenn man Religionsunterricht an den Schulen anbieten kann, ist es gut. Und wenn die Kirchen am Tisch der Mächtigen Platz nehmen dürfen,

ist es gut. Aber wenn es irgendwann einmal anders ist, ist es auch gut.

Es geht nicht um politische Macht, sondern darum, dass Jesus heute noch tut, was er damals getan hat:

- Dass Menschen Vergebung erfahren, die unter ihrer Schuld zugrunde gehen.
- Dass Verzweifelte neue Hoffnung bekommen.
- Dass Menschen, die sich mit Gott und der Welt zerstritten haben, Versöhnung erleben.
- Dass Menschen, die verachtet werden, spüren, dass sie geliebt sind.
- Und dass Feinde, die sich nach dem Leben trachten, Frieden schließen.

Das ist Reich Gottes. Das ist das Reich, von dem Jesus spricht. Leider haben auch Christen in der Geschichte manchmal gedacht, das Reich Gottes wäre ein irdisches Reich, verbunden mit politischer Macht. Ein Reich, das man mit Waffen und Gewalt und Geld regieren könnte. Immer wieder sind Glaube und Macht eine enge Verbindung eingegangen. Bischöfe hatten weltliche Macht. Weltliche Herrscher nutzten die Kirche, um ihre Macht zu vergrößern. Das ist zwar bei uns lange vorbei. Aber auch heute bleibt es eine Versuchung, dass die Kirche vor allem an der Institution und dem Erhalt dieser Institution und ihrem Einfluss interessiert ist.

Im Koran ist das Ziel des Islam immer eine islamische Gesellschaft. Im Neuen Testament ist das Christentum immer eine Minderheit. Die Vorstellung, dass es einen christlichen Staat geben könnte, ist erst eine viel spätere Erfindung.

Das Reich Gottes ist nicht von der Welt, aber es hat Auswirkungen in dieser Welt. Und zwar nicht nur in unseren Herzen. Jesus ist nicht nur König der Herzen wie Schalke Meister der Herzen ist. Sein Reich ist nicht nur innerlich. Es ist auch nicht verschoben auf das Jenseits, als himmlisches Reich. Gottes Reich ist hier und jetzt.

In uns, unter uns, durch uns. Wie ein Sauerteig, hinein gemischt in dieses Leben, spürbar in unseren Beziehungen. Als wachsendes Senfkorn, das Spuren hinterlässt im Kleinen wie im Großen. Und wo wir es sehen, und uns mitnehmen und verwandeln lassen, wird etwas von dem König sichtbar, nach dem wir benannt sind. AMEN